

Zeitschrift: Energie & Umwelt : das Magazin der Schweizerischen Energie-Stiftung
SES

Herausgeber: Schweizerische Energie-Stiftung

Band: - (1990)

Heft: 4: Der Einstieg in de Ausstieg beginnt

Artikel: Reise in die Zone

Autor: Bär, Rosmarie

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-586799>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

8 Holzschnitzanlage mit Wärmeverbund

Durch den verstärkten Einsatz des erneuerbaren Energieträgers Holz werden gemeindeeigene Ressourcen genutzt und es kann ein Beitrag zur Verminderung des Treibhauseffektes geleistet werden. Hinsichtlich Bedienungsaufwand und Umweltbelastung sind moderne Holzfeuerungsanlagen einer konventionellen Ölheizung fast ebenbürtig.

9 Blockheizkraftwerk

Mit Bau und Betrieb eines Blockheizkraftwerks leistet eine Gemeinde einen Beitrag zur rationellen Energieerzeugung und verschafft sich bei der Strombeschaffung ein kleines Stück Autarkie.

10 Kleinwasserkraftwerk

Die Nutzung der Wasserkraft in Kleinwasserkraftwerken ist eng mit der Industrialisierung in der Schweiz verbunden. Diese – heute meist stillgelegten Anlagen – in der Grössenordnung von 100 bis 10000 Kilowatt Leistung können mit entsprechendem Aufwand renoviert und – mit modernster Technik ausgerüstet – wieder in Betrieb genommen werden. Bei günstigen Voraussetzungen kann sich sogar der Bau einer Neuanlage – unter Berücksichtigung der Anliegen von Natur- und Landschaftsschutz – lohnen.

11 Solare Wassererwärmung

Die Technik der solaren Wassererwärmung ist heute bereits bei einigen Anwendungen wirtschaftlich: so sprechen neben dem verringerten Energieverbrauch und der verminderten Umweltbelastung durch Emissionen fossiler Energieträger auch finanzielle Erwägungen für ihren Einsatz.

12 Solare Stromerzeugung mit Netzkopplung

Durch Finanzierung und Bau einer Photovoltaikanlage auf eigenem Gebiet stellt die Gemeinde ihren Willen, erneuerbare Energieträger zu fördern, unter Beweis.

13 Förderung von Elektrofahrzeugen

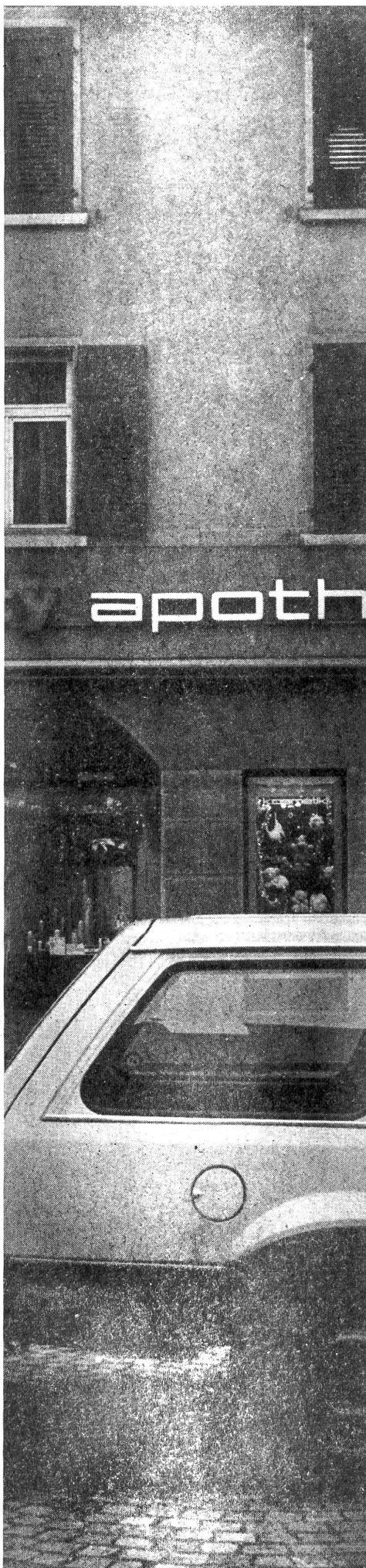
Bei einem benzinbetriebenen Automobil gehen 80 Prozent des eingesetzten Treibstoffs in Form von Abwärme verloren. Ein Elektromobil jedoch setzt über 70 Prozent des Ladestroms in Bewegungsenergie um. Im Nahverkehrsbereich, in dem sich mehr als die Hälfte der Fahrzeuge bewegt, ist deshalb der Einsatz von alltagstauglichen Leichtbau-Elektro-Fahrzeugen ALEFA sehr sinnvoll. Dies führt ausserdem zu einer Verminderung der Lärm- und Luftbelastung.

14 Förderung des Fahrrads als Verkehrsmittel

Eine Förderung des Fahrrads durch zahlreiche aufeinander abgestimmte Massnahmen steigert den Wohnwert der Gemeinde und erhöht die Lebensqualität der BewohnerInnen.

15 Solar Park & Ride

Elektromobile (oder Solarmobile oder ALEFA) sind ideale Pendlerfahrzeuge. An «Solartankstellen» am Bahnhof oder am Arbeitsplatz können sie während der Abwesenheit des Besitzers wieder mit Sonnenenergie «aufgetankt» werden.



REISE IN DIE ZONE

Mitte August organisierten die SES und andere Organisationen eine Informations- und Studienreise nach Tschernobyl. Sie sollte den mitreisenden eidgenössischen ParlamentarierInnen, kantonalen Energiedirektoren und den MedienvertreterInnen ein differenziertes Bild der Situation am Ort des Super-Gaus und in den umliegenden Gebieten vermitteln. Rosmarie Bär, Nationalrätin der Freien Liste Bern, war dabei. Im folgenden schildert sie ihre Eindrücke dieser Reise – Auszüge aus ihrem Tagebuch.

«Was werden Sie der Bevölkerung Ihres Landes erzählen, was Sie hier in der Ukraine gesehen haben?» Dies ist die erste Frage, die uns die JournalistInnen an der Pressekonferenz stellen, die wir zum Abschluss unserer Reise in Kiew geben konnten.

«Ich werde der Schweizer Bevölkerung und der Regierung erzählen, dass ich Augenzeugin der grössten Umweltkatastrophe der Menschheitsgeschichte geworden bin. Ich werde ihnen sagen, dass ich betroffen bin von der Dimension und vom Leid dieser Katastrophe, die am 26. April 1986 begonnen hat, jeden Tag grösser wird und die nie aufhört, jahrhundertlang, jahrtausendlang nicht. Ich werde ihnen aber auch sagen, dass ökologische Grosskatastrophen nicht zu «managen» sind, weder im Osten noch im Westen, unabhängig vom politisch-gesellschaftlichen System. Solschenizyn hat «Der erste Kreis der Hölle» geschrieben. Tschernobyl mit seinen Folgen ist der zweite Kreis der Hölle. Ich werde der Schweizer Bevölkerung weiterhin sagen, dass die Atomenergie eine für die Lebensgrundlagen und die Menschheit unverträgliche Energie ist und dass wir weltweit dagegen kämpfen müssen.»

Die zahlreich anwesenden JournalistInnen haben meiner Antwort kopfnickend beigeplücht. Aber eigentlich sind auch diese Worte zu wenig treffend: der Super-Gau von Tschernobyl hat alle Massstäbe gesprengt. Wir müssen neue Begriffe prägen. Die Menschheitsgeschichte wird in eine Vor- und eine Nach-Tschernobyl-Zeit eingeteilt werden müssen.

Montag, 13. August 1990

Wir fahren um neun Uhr vom Hotel Kiew mit zwei Autobussen weg. Auf dem Programm steht die Besichtigung des Atomkraftwerkes Tschernobyl. Drei Reaktoren sind noch in Betrieb, der vierte ist der Un-

glücksreaktor, heute mit einer immensen Betonhülle umgeben, genannt Sarkophag; der Bau des fünften und sechsten Blocks wurde gestoppt. Eine Autobahn führt aus der Stadt. Sie wurde gebaut nach der Havarie (offizielle sowjetische Bezeichnung für den Super-Gau, um die Aufräumarbeiten besser bewältigen zu können.

Die Atomanlage liegt 98 Kilometer nördlich der Drei-Millionen-Stadt Kiew. Sobald die Stadt übergeht in ländliches Gebiet, breitet sich eine Landschaft von grosser Schönheit aus. Lichte Birkenwälder, vielfältige ökologische Pufferzonen zwischen der Strasse und den dahinterliegenden Feldern, Bauerndörfer mit einstöckigen, weissen und hellblauen Häuschen. Auf den niederen holzigen Strommasten haben Störche ihre Nester gebaut. Pferdefuhrwerke mit Holzwagen sind unterwegs, beladen mit Heu und obenauf sitzend die Bauernfrau mit ihrem traditionellen Kopftuch. Eine Landschaft und Bilder wie aus meinen alten Kinderbüchern. Es ist schwer zu glauben, dass diese Harmonie eine todbringende Harmonie ist. Wenn doch Radioaktivität wenigstens stinken würde! Nur das Dosimeter unserer Ärzte stört das friedliche Bild. Dort wo das Dosimeter hohe Strahlenbelastung anzeigt, sind die Blätter häufig verfärbt.

Wir sind an der Grenze, wo D I E Z O N E beginnt. Rund um das Atomkraftwerk wurde ein Kreis von 30 Kilometer Radius gezogen. Was an der Berliner Mauer niedergedrungen wurde, ist hier neu entstanden: ein Check-Point-Charlie. Wir müssen unsere Busse verlassen. Scharf beobachtet von Soldaten, steigen wir nach dem Schlagbaum in alte, kontaminierte Busse, die nur innerhalb der stark verstrahlten ZONE verkehren. Schlagbäume können zwar Menschen aufhalten, aber nicht radioaktive Strahlen. Sechsmal ist die radioaktive Wolke von Tschernobyl um die Welt gezogen. Alle Menschen wurden aus der ZONE evakuiert. Die Haustiere erschossen. Trotzdem sehen wir – und es wirkt zynischerweise fast tröstlich – ab und zu alte Leute vor ihren Häuschen sitzen. Es sind die sogenannten Illegalen. Verbotenerweise sind sie in die tödliche ZONE zurückgekehrt. Sie ernähren sich von den hochverseuchten Produkten ihres Bodens und wollen lieber rasch sterben, als in trostlosen Wohnsilos leben.

Die Gegend wird immer gespenstischer. Die Bäume haben blattlose Kronen, dafür bildeten sich direkt am Stamm explosionsartig riesige Blattgebilde. «Der Bauer der Natur ist zerbrochen», so beschrieb ein Moskauer Genetiker die Flora der Nach-Tschernobyl-Zeit. Vögel hat es keine. Für Jahrtausende ist hier kein gesundes Leben mehr möglich. Zu hoch ist die

Strahlenbelastung, zu lange die Halbwertszeit einzelner radioaktiver Stoffe. Dieses Naturgesetz ist durch nichts beeinflussbar. «Wir wollen nicht, dass die Natur dem Atomministerium beweisen muss, dass es unrecht hat. Aber bald ist es soweit», sagte uns ein Biologe in Kiew.

Wir stehen vor dem Sarkophag. Die Messgeräte zeigen sehr hohe Strahlendosen an. Ich habe zum ersten Mal ein mulmiges Gefühl. Die riesige Betonhülle weist bereits Risse auf, die Decke hat kaminartige Öffnungen und der Reaktor ist immer noch über 200 Grad heiss. Sarkophag heisst «Der unsterbliche Tote» ein unheimlicher, aber treffender Ausdruck. In der nächsten Umgebung der Atomanlage sind die Wälder radikal abgeholzt. Etwas weiter entfernt stehen schwarze, kahle Baumgerippe.

Gegen Abend sind wir in Pripjat, der Geisterstadt. Gebaut wurde sie für die Arbeiter des Atomkraftwerkes und ihre Familien. Fast ausschliesslich junge Familien mit kleinen Kindern lebten hier, ungefähr 50000 Menschen. Die Häuser stehen vier Kilometer vom Reaktor entfernt. Zwei Tage nach der Havarie wurden die Leute evakuiert, im Glauben, sie könnten nach kurzer Zeit wieder in ihre entseuchten Wohnungen zurückkehren. Jodtabletten, die ihre Schilddrüsen vor dem gefährlichen radioaktiven Jod 131 geschützt hätten, bekamen damals nicht alle rechtzeitig. Sie leiden heute, am schlimmsten die Kinder, an vergrösserten Schilddrüsen – einige bereits an Schilddrüsenkrebs.

In der Schweiz ist die Bevölkerung nicht mit Jodtabletten für den Ernstfall ausgestattet. Auch nicht vier Jahre n a c h Tschernobyl...

Wir stehen auf dem Dorfplatz mit kleinem Vergnügungspark. Ein Riesenrad, dessen Farbe abblättert, ist zu einem modernen Mahnmahl geworden. Die Blumen, die zwischen den Karussell-Schaukeln wachsen, weisen fast so starke Strahlung auf, wie wir sie beim Reaktor gemessen haben. Im Kindergarten liegen offene Kinderbücher am Boden. In den Wohnungen stehen die Möbel, Kleider hängen in der Garderobe. In Eile zurückgelassene Habe, radioaktiv verseucht. Die Zuschauertribüne des Fussballstadions ist nur auf einer Seite mit leuchtender Farbe bestrichen. Die Eröffnungszeremonie der Neuanlage war für den 1. Mai 1986 vorgesehen gewesen. Im Winter wird die Stadt minimal beheizt, damit die Häuser nicht so rasch zerfallen. Abreissen kann man sie nicht, zuviel radioaktiver Staub würde dabei freigesetzt. Dröhnende Musik aus einem Lautsprecher durchbricht die beängstigende Stille: Während des ganzen Tages versuchen die wenigen Arbeiter, die diese tote Stadt bewachen müssen, ihre Einsamkeit erträglicher zu machen.

Zurück in Kiew, kann ich trotz grösster

REISE IN DIE ZONE

Müdigkeit nicht einschlafen. Die Abstimmungsparolen der Atomkraft-Befürworter kommen mir in den Sinn, der Spruch von der sauberen Energie. Heute habe ich gesehen, wie lautlos und sauber diese Energie tötet.

Tschernobyl heisst auf Deutsch «Wermut». Die Ukrainer machen uns immer wieder auf die Bibel aufmerksam. Auf die Stelle, wo der Super-Gau von Tschernobyl prophezeit wird. «Und der dritte Engel posaunte: und es fiel ein grosser Stern vom Himmel, der brannte wie eine Fackel und fiel auf den dritten Teil der Wasserströme und über die Wasserbrunnen. Und der Name des Sterns heisst Wermut. Und der dritte Teil des Wassers ward Wermut; und viele Menschen starben von den Wassern, weil sie waren so bitter geworden.» (Off. 8;10,11). «Gott behüte, dass dies nochmals geschieht», fügen sie jedesmal bei.

Dienstag, 14. August 1990

Heute können wir (zum Glück) im Hotel in Kiew bleiben. Bevor ich mit dem Lift hinunterfahre, bekomme ich ein weiteres Beispiel, wie der Alltag der Menschen geprägt ist vom Unfall, der schon viereinhalb Jahre zurückliegt. Die Etagenfrau bittet unseren Arzt, doch die Strahlenbelastung an ihrem Arbeitsplatz zu messen. Sie fühle sich gesundheitlich sehr schlecht. Im Kinosaal geben Fachleute (Ärzte, Vertreter des Gesundheitsministeriums und des Aussenministeriums, Biologen) für uns eine Pressekonferenz. Jurij Stscherbak, Politiker, Arzt und Schriftsteller, Gründer der «Grünen Welt» leitet sie. Er breitet Zahlen aus, die uns von neuem erschrecken: fünf Millionen Hektaren Ackerland sind in der Ukraine kontaminiert; eineinhalb Millionen Hektaren Wald sind schwer geschädigt; rund 160000 Menschen sind bis heute aus der ZONE evakuiert worden; weitere 200000 müssen in der nächsten Zeit ihre Heimat verlassen; 600000 sogenannte Liquidatoren, meist junge Menschen, haben sich bei den Aufräumarbeiten von Tschernobyl mit grosser Strahlung verseucht.

Ein Radiologe dazu wörtlich: «Die Zahl der Opfer nimmt täglich zu. Auch die niedere Strahlung und die sogenannten «heissen Teilchen» wirken ständig und sehr lange. Viele zusätzliche Krebs- und Leukämiefälle sind in ganz Europa zu erwarten.»

Alles in allem rechnet Stscherbak damit, dass rund fünf Millionen Menschen in der Sowjetunion in verseuchten Gebieten wohnen. Wenn statt des Reaktors von Tschernobyl der Reaktor von Mühleberg oder eines anderen Kraftwerks gebrannt hätte, würde die dichtbesiedelte Schweiz unbewohnbar. Wohin wohl würden wir

REISE IN DIE ZONE

dann evakuiert? Wo würden die Strahlenerkrankten verarztet? Weshalb denken unsere Atombefürworter und vor allem die verantwortlichen Behörden auch nach Tschernobyl nicht um, obwohl sie zugeben, dass das «Schadenpotential des RBMK-Reaktors von Tschernobyl und eines Leichtwasserreaktors [wie sie in der Schweiz stehen] bei gleicher Nennleistung gleich ist»? (zitiert nach A. F. Fritzsche, Kernenergie und Risiko, in Schweizer Ingenieur und Architekt, 1990). Sofort wird anschliessend argumentiert, dass ein Unfall mit vergleichbaren Folgen wie Tschernobyl wohl technisch denkbar, wegen der kleinen Eintrittswahrscheinlichkeit aber nicht möglich sei, bzw. dass das verbleibende «Restrisiko» akzeptiert werden könne.

Nein, meine Damen und Herren, die ihr die Atomenergie immer noch als Fortschritt preist, ich habe das «Restrisiko» gesehen und erlebt. Diesen Preis wollen und dürfen wir nicht bezahlen. Ich habe den Preis des Drinbleibens in der Kernenergie gesehen. Wir MÜSSEN aussteigen. Solche Katastrophen gilt es zu verhindern, nicht mit dem Geigerzähler zu messen.

Nach dem reichhaltigen Mittagessen – die Versorgungslage der Bevölkerung sieht anders aus – stehen Interviews mit Direktbetroffenen, mit Opfern auf dem Programm. An unserem Tisch nehmen drei Frauen Platz. Larissa ist die Frau eines Militärpiloten. Er wurde von Minsk nach Tschernobyl abkommandiert, um von seinem Helikopter aus Löschmaterial in den brennenden Reaktor zu werfen. Kurz danach ist er an Lymphdrüsenkrebs erkrankt. Heute wird er zu Hause von seiner Frau gepflegt; die nötige medizinische Hilfe bekäme er nur im Ausland. Dazu fehlen die Devisen. Seine Frau wartet mit ihm verzweifelt auf die Unterstützung westlicher Ärzte und Spitäler, obwohl sie weiss, dass er zu den hoffnungslosen Fällen zählt.

Irina Dobrowolskaja ist da. Die Frau eines Bauarbeiters, der am beschädigten Reaktor 3 von Tschernobyl Reparaturarbeiten ausführte. Kurz darauf wurde er krank, seither achtmal operiert. Das linke Bein und einzelne Finger sind bereits amputiert. Sein Gesundheitszustand wird ständig schlechter, er leidet unter grossen Schmerzen.

Die Vertreterin der Aktion «Kinder von Tschernobyl» schildert die schlimme Situation der vielen tausend Kinder, die an Schilddrüsen- und Blutkrankheiten leiden. Ständig kommen neue Erkrankungen dazu. NACH WIE VOR leben Menschen auf verseuchtem Boden und essen von den «verbotenen Früchten». Saubere Lebensmittel fehlen. Die Aktion möchte in Kiew ein Spital einrichten in dem Ärz-

tenInnen aus aller Welt Hilfe leisten könnten.

Zum Nachtessen fahren wir in ein altes, restauriertes Bauernhaus, inmitten eines Parks gelegen. In der grossen Stube, mit herrlicher Holzdecke und kunstvollem Kachelofen, wird zu Klängen eines ukrainischen Orchesters ein üppiges Mal serviert. Welcher Kontrast zur realen Welt draussen vor der Tür. Aber gut tun die paar Stunden trotzdem.

Mittwoch, 15. August 1990

Wieder sind wir unterwegs, diesmal Richtung Nordwesten. Ziel ist die Kleinstadt Poleskoje. Sie liegt 68 Kilometer westlich von Tschernobyl entfernt, inmitten eines grossen Landwirtschaftsgebietes (die Ukraine ist die Kornkammer der Sowjetunion). Eine Zeitlang befahren wir dieselbe Strecke wie am Montag. Nochmals geniessen wir die friedliche Morgenstimmung, die über dieser Landschaft liegt. Kurz vor Mittag sind wir am Ziel und werden vom Bürgermeister Nikola Prymatshenko vor dem Gebäude der Stadtverwaltung begrüsst. Aus gebührender Distanz, mit eisernem Blick, schaut Lenin auf die Gästeschar.

24 Stunden nach dem Super-Gau mussten die Einwohner von Poleskoje 30 000 Evakuierte aus der unmittelbaren Umgebung des Kernkraftwerkes bei sich aufnehmen. Die Menschen von Poleskoje wurden damals zu Helfern. Jetzt brauchen sie selber dringend Hilfe. Sowohl das Städtchen wie die umliegenden Felder sind hochgradig verseucht. Die obersten Schichten des Bodens wurden in grossen Mengen abgetragen. Es hat nichts genützt. Die gemessenen Curie-Werte pro Quadratkilometer liegen zehnmals höher als der zulässige Durchschnitt. Viermal im Tag fahren die Wasserspritzwagen durch die Strassen, damit der Wind keinen radioaktiven Staub aufwirbelt – oder fahren sie nur, weil das Westfernsehen da ist, wie einige Passanten bemerken? Während uns der Bürgermeister versucht klarzumachen, dass die Behörden die missliche Lage im Griff hätten, füllt sich der Gemeindesaal mehr und mehr mit Einwohnern. Sie haben unser Kommen beobachtet. Vorwiegend Frauen sind da, um dem Bürgermeister zu widersprechen. Glasnost und Perestrojka machen wenigstens das möglich. Unter Tränen, die Stimme voller Wut und Verzweiflung, schildern sie ihre hoffnungslose Situation. Sie erzählen, wie sämtliche Kinder an Schilddrüsenkrankheiten leiden, unter Magenschmerzen und häufigem Nasenbluten, sie weisen auf die Zunahme von Missbildungen bei Neugeborenen hin. Auch die schlechte psychische Verfassung der Leute ist offensichtlich. Es fehlen saubere, gesunde Le-

bensmittel. Sie ernähren sich von der verseuchten Ernte ihres Bodens. An ein normales Leben ist nicht mehr zu denken. Die resigniert wirkende Ärztin des Ortes, die an unsere Hilfe appelliert, sagt es so: «Das normale Leben ist nur dort möglich, wo Menschen mit eigenen Lebensmitteln versorgt werden können und wo die Kinder nicht mit Spielverboten im Freien eingeschränkt werden müssen.» In Poleskoje ist beides nicht mehr möglich. Zu retten ist diese Stadt nicht mehr. Sie muss evakuiert werden. Wann und wohin wissen die Menschen noch nicht. Aber weg wollen sie, und sie hoffen gleichzeitig, dass die Gemeinschaft nicht auseinandergerissen wird. Die ständige Ungewissheit belastet sehr. In absehbarer Zeit wird aus der Kleinstadt Poleskoje die Geisterstadt Poleskoje. Eine mehr in der Ukraine, und nicht die letzte.

In gedrückter Stimmung fahren wir weg. Während die eine Hälfte unserer Gruppe die Neu-Stadt Slawutitsch, östlich von Tschernobyl gelegen, besucht, machen wir Halt in Bober, was zu deutsch «Biber» heisst. Das Dorf hatte 1500 Einwohner und wurde im September 1986 evakuiert. Ein junger Soldat steht in der Hitze dieses Sommertages und bewacht die Einsamkeit eines einst heimlichen Ortes. Die Luft ist erfüllt vom süssigen Duft überreifer Früchte. Der Pflaumenbaum vermag seine Last kaum zu tragen; aber kein Mensch wird ihn mehr davon befreien. Seine Spende ist verseucht. Das Dorf ist offensichtlich in einer Blitzaktion verlassen worden. Im Schulzimmer liegen Hefte herum, die Noten der letzten Rechnungsprüfung sind auf ein Blatt notiert. Der Milchbeutel trägt das Datum des 9. Septembers 1986. Aus den Einwohnern von Bober sind Flüchtlinge geworden. Verursacht durch Technokraten, die in massloser Selbstüberschätzung an die absolute Sicherheit und Machbarkeit glauben. Dabei haben sie eine Technik entwickelt, die das Weiterexistieren unserer Lebensgrundlage akut bedroht.

In der Sowjetunion fehlen zur Zeit noch durchdachte, durchgerechnete und ausformulierte Alternativen zur Atomenergie. Trotzdem hat das ukrainische Parlament den Beschluss gefasst, die Reaktoren von Tschernobyl abzustellen. Gleichzeitig verkündeten sie ein fünfjähriges Baumatorium für neue Anlagen.

Beim Abendessen erzählte die andere Gruppe von ihren erschütternden Erlebnissen in Slawutitsch. Die Stadt wurde neu und grosszügig gebaut für Evakuierte. Es wohnen auch Menschen aus Pripjat dort. Heute ist die Strahlenbelastung so hoch, dass auch hier kein Bleiben auf die Dauer sein wird. Die Kinder dürfen in den Anlagen und in den umliegenden Wäldern nicht mehr spielen. Die Atomkatastrophe kennt kein Ende.